

ALFRED HERMANN FRIED (1864-1921)

*Will man den Krieg beseitigen,
so muss man den Boden umpflügen, aus dem er erwächst*

Viele konservative Besucher zeigten sich im Herbst 1881 ziemlich verstört darüber, was im **Künstlerhaus** gezeigt wurde. **Wassili Wassiljewitsch Wereschtschagin**, der russische Maler und ehemalige Offizier, stellte dort zum ersten Mal in Wien seine Werke aus, hauptsächlich Gemälde und Zeichnungen, die seine eigenen Impressionen aus dem russisch-türkischen Krieg von 1877/78 wiedergaben.

Diese Bilder waren ganz und gar nicht so, wie man damals die Darstellung von Krieg gewohnt war, denn es waren keineswegs romantisch-heroische Posen, die da gezeigt wurden, sondern vielmehr das Grauen schlechthin: im Stehen erfrorene Soldaten, bis zur Brust im Schnee begraben, verstümmelte Leichen, eine riesige, von Raben umflatterte Pyramide bestehend aus bleichen Menschenschädeln.

Wereschtschagin war durch seine traumatischen Erlebnisse zum Kriegsgegner geworden, der nun versuchte, mit seinen schockierenden Bilder die Öffentlichkeit zu warnen und aufzuklären und Kontakt zu Gleichgesinnten zu finden. Wenige Jahre später sollte er auch Bertha von Suttner kennenlernen und ihr über seine drastischen Bilder folgendes sagen:

„ Sie glauben vielleicht, dies sei übertrieben? Nein, die Wirklichkeit ist noch viel schrecklicher ... man hat mir sehr oft Vorwürfe gemacht, dass ich den Krieg von der schlechten, abstoßenden Seite dargestellt hätte ... als ob der Krieg zwei Seiten habe – eine angenehme, anziehende und eine andere unschöne, abstoßende – es gibt nur einen Krieg mit nur einem Ziel: der Feind muss möglichst viel dulden, möglichst viel Menschen an Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen verlieren, einen Schlag nach dem anderen bekommen, bis er um Schonung bittet. “

Neben den vielen, die sich damals in Wien empört von Wereschtschagins Kriegsbildern abwandten, besuchte auch ein 16-jähriger Buchhändlerlehrling die Ausstellung im Künstlerhaus: Alfred Hermann Fried.



Auf den jungen Mann machten die Bilder einen prägenden Eindruck. Er, der bis dahin am liebsten chauvinistische Heldengedichte gelesen hatte, zeigte sich nun zutiefst erschüttert über die realistisch dargestellten Grausamkeiten des Krieges. Wereschtschagins Werke sollten das künftige Leben Frieds in neue Bahnen lenken. In seinen Lebenserinnerungen schrieb er:

“ *Dieser Ausstellungsbesuch gab meinem Leben die entscheidende Richtung. Hier lernte ich den Krieg hassen. Noch heute, nach vier Jahrzehnten, fühle ich so ganz die Empörung, die in mir aufloderte, als ich diese Bilder sah. (...) Ich verließ an jenem denkwürdigen Tage das Wiener Künstlerhaus mit einer Gesinnung, für die es damals den Namen noch nicht gab. Ich war Pazifist geworden.* ”

Alfred Hermann Fried wurde am 11. November 1864 als Sohn jüdischer Eltern in Wien geboren, er war das älteste von neun Kindern.

Fried hatte keine unbeschwerte Jugend. Zwar konnte er zunächst ein gutes Gymnasium besuchen, musste allerdings vor und nach dem Unterricht als Brotausträger und Hilfskellner Geld verdienen, da der Vater, ein Hutmacher, ohne Arbeit war. Die Belastungen führten dazu, dass seine schulischen Erfolge abnahmen und er schließlich Buchhändlerlehrling wurde, der mit seinem kargen Gehalt weiterhin die Familie unterstützte.

Als 18jähriger verließ er Wien und nahm in Hamburg, dann in Berlin eine Stelle als Verlagskaufmann an. 1887 konnte er sich dort schließlich eine eigene Verlagsbuchhandlung kaufen, die er fortan unter seinem Namen führte.

Fried, der ja nie eine höhere Schulbildung genossen hatte, besuchte in seiner Freizeit als Gasthörer Vorlesungen der Rechtswissenschaften und Literatur an der Humboldt-Universität. Weiterbildung war für ihn stets von großer Bedeutung, es scheint, als wollte er das, was ihm während seiner Jugend versagt geblieben war, nun als Erwachsener nachholen. Das Manko der fehlenden Schulbildung versuchte er durch besonders



eifriges Selbststudium wettzumachen (es ist in diesem Zusammenhang übrigens bezeichnend, dass Fried nicht in der Verleihung des Friedensnobelpreises die höchste Ehrung empfand, sondern in jener des Ehrendoktorats der Universität Leyden im Jahr 1913).

BERTHA VON SUTTNER

UND DER EINTRITT IN DIE FRIEDENSBEWEGUNG

Seine pazifistischen Überzeugungen - wenngleich noch längst nicht ausgereift und nicht ausformuliert - hatte Fried seit jenem denkwürdigen Ausstellungsbesuch in Wien nicht abgelegt. Er empfand sich selbst allerdings als isoliert, denn noch wusste er gar nicht, dass es in Europa bereits eine organisierte Friedensbewegung gab, wusste nicht, dass internationale Friedenskongresse abgehalten wurden und die Interparlamentarische Union bereits seit Jahren bestand.

In den meisten deutschen Zeitungen wurde damals jedenfalls nur wenig über deren Existenz und deren Wirken berichtet (was Fried übrigens später heftig kritisieren sollte:

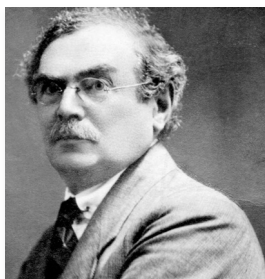
„ *Die Zeitungen hielten es nicht der Mühe wert, über die ihnen lächerlich erscheinenden Vorgänge zu unterrichten. Es wird ein ewiges Schandmal der Presse bleiben, diese Kulturvorgänge in ihren Anfängen verschwiegen zu haben.* “

Noch fehlten ihm die nötigen Kontakte, noch fehlte auch der theoretische Unterbau für seine Ansichten und seine Weltanschauung. Doch der Zufall ließ ihn im Herbst 1891 auf eine Zeitungsnotiz stoßen: Darin wurde über die Gründung der Österreichischen Friedensgesellschaft in Wien berichtet und darüber, dass deren Gründerin Bertha von Suttner als Delegierte dieser Gesellschaft in Kürze zum internationalen Friedenskongress nach Rom aufbrechen würde.

Fried zeigte sich darüber freudig erstaunt, wie er in seinen Lebenserinnerungen schrieb:



„ *Es gab also in Wien eine Gesellschaft, die sich die Bekämpfung des Krieges zur Aufgabe stellte, es gab also noch Menschen, die wie ich den Krieg als Übel ansahen, es gab solche Menschen sogar in verschiedenen Ländern, so dass sie sich zu einem internationalen Kongress vereinigen konnten.* “



Er fasste den Entschluss, der verehrten Schriftstellerin sofort einen Brief zu schreiben, in dem er seine Mitarbeit für die Friedensbewegung anbot und gleichzeitig die Gründung einer gemeinsamen Zeitschrift vorschlug, um die Friedensidee im Deutschen Kaiserreich und in Österreich-Ungarn zu fördern. Suttner, die ja stets auf der Suche nach Gleichgesinnten und Unterstützern war, antwortete prompt:

„ *Jedenfalls freue ich mich, in Ihnen einen so warmen Freund der guten, einen so glühenden Hasser der bösen Sache gefunden zu haben.* “

Sie hieß Fried damit herzlich in den Reihen der Friedenskämpfer willkommen und jetzt erst wurde aus dem jungen Buchhändler ein – wie er es ausdrückte – „Pazifist der Tat“.

Es war der Beginn einer langen und intensiven Zusammenarbeit, ja einer tiefen Freundschaft und Vertrautheit, die Fried und Suttner ab nun verbinden sollte. Die gemeinsame Zeitschrift wurde nach Suttners weltberühmtem Antikriegsroman „Die Waffen nieder!“ benannt und erschien monatlich.

Das Projekt stand aber unter keinem guten Stern. Man rechnete zunächst mit zumindest 500 Abonnenten (was schon ziemlich bescheiden war),



doch selbst diese geringe Zahl wurde nicht erreicht. Von der ersten Ausgabe konnten gerade einmal 370 Exemplare verkauft werden und Suttner schrieb damals sichtlich enttäuscht an Fried:

”

...alles verhält sich so teilnahmslos und abwartend.

“

Suttner versuchte nun, prominente Gastautoren zu finden, um den Absatz des Blattes zu fördern. Das gelang ihr zwar in einigen Fällen, etwa bei Leo Tolstoi und Peter Rosegger, letztlich jedoch brachten auch diese nicht den erhofften finanziellen Erfolg.

Nach sieben Jahren musste die Zeitschrift schließlich eingestellt werden. Das bedeutete aber keineswegs das Ende der Zusammenarbeit Frieds mit Suttner. Im Gegenteil: immer intensiver wurde die Beziehung zwischen den beiden während der kommenden Jahre.

Zwischen der berühmten Schriftstellerin und dem um zwanzig Jahre jüngeren Verleger entwickelte sich im Laufe der Zeit eine Art Mutter-Sohn-Beziehung, die getragen war von gegenseitigem Respekt, von ehrlich empfundener Hochachtung und nicht zuletzt von großer persönlicher Zuneigung („*Dass ich Sie sehr lieb habe*“, schrieb Suttner einmal, „*bemerke ich so nebenbei.*“).

Bertha von Suttner übernahm gerne die Rolle der wohlmeinenden, weltgewandten (manchmal auch strengen) Lehrerin, die versuchte, aus Fried, der oft als ungestümer Hitzkopf auftrat, einen Mann von Welt zu machen. Fried seinerseits erfüllte ebenfalls eine wichtige Funktion für seine Mentorin, indem er stets zur Stelle war, wenn es galt, ihr neuen Mut zu machen. Immer wieder, vor allem nach dem Tod ihres Mannes, verfiel Suttner in Schwermut. Wenn die Anfeindungen und der Spott der Gegner zu heftig wurden, wenn die Erfolge ausblieben und die Rückschläge sich häuften, baute Fried sie wieder auf und spornte sie an, den gemeinsamen Weg unbeirrbar weiterzugehen. Er war gleichsam ihr Motor, wenn ihre Energie zu erlahmen drohte, war derjenige, der sie noch im Alter „*anpeitschte wie ein altes Ross*“, wie es Suttner einmal ausdrückte.



GRÜNDUNG DER DEUTSCHEN FRIEDENSGESELLSCHAFT UND DER „FRIEDENSWARTE“

Nach dem Vorbild der Österreichischen Friedensgesellschaft sollte nun auch eine im Deutschen Kaiserreich entstehen. Als ihre Ziele formulierte Fried die „Aufklärung über das kulturwidrige Wesen des Krieges“, die Bekämpfung von nationalen Vorurteilen sowie das Eintreten für einen internationalen Schiedsgerichtshof und für Abrüstung.

Im November 1892 wurde die Deutsche Friedensgesellschaft in Berlin gegründet, nach „Die Waffen nieder!“ das zweite gemeinsame Projekt des Gespansns Fried/Suttner. Unter den Mitgliedern befanden sich mehrere liberale Politiker, Frauenrechtlerinnen, religiös motivierte Friedensfreunde, hauptsächlich jedoch Lehrer, Juristen und kleine Angestellte, also das, was man damals als das klassische Bildungsbürgertum bezeichnen konnte. Zwar war die DFG mit ihren rund 10.000 Mitgliedern (1914) die größte vergleichbare Organisation in Europa, blieb aber dennoch im riesigen Deutschen Reich verschwindend klein. Zu stark war die deutsche Öffentlichkeit bereits durchdrungen, ja dominiert von Militarismus und Chauvinismus, als dass die Friedenskämpfer Aussicht auf eine große Anhängerschaft haben konnten. Wenn man sie überhaupt wahrnahm, dann setzte es meist Spott und Ablehnung, denn wer damals öffentlich gegen den Krieg auftrat, musste damit rechnen, als „unpatriotisch“ und „unmännlich“ verhöhnt zu werden.

Doch nicht nur von außen gab es Anfeindungen, auch in den eigenen Reihen bestand beträchtliches Konfliktpotential, erwiesen sich doch auch viele von Frieds Mitarbeitern als keineswegs immun gegen nationale Vorurteile und patriotische Parolen. Nach heftigen persönlichen Angriffen auf ihn trat er unter Protest aus dem Vorstand der Gesellschaft aus.

Trotz des Misserfolgs von „Die Waffen nieder!“ und des ruhmlosen Ausscheidens aus der Deutschen Friedensgesellschaft hatte sich Fried während der 1890er Jahre zu einem der namhaftesten Friedensjournalisten in Deutschland entwickelt. Nicht zuletzt seine Berichte über die internationalen Friedenskongresse und die interparlamentarischen Konferenzen sowie über die – enttäuschend verlaufene - Erste Haager Friedenskonferenz machten ihn bekannt. Im Sommer 1899 gründete Fried die Wochenschrift „Die Friedenswarte“, in der er seine pazifistischen Überzeugungen nun



auch vermehrt wissenschaftlich zu untermauern und auszuarbeiten begann (den modernen Begriff „Pazifismus“ verwendete er übrigens ab nun auf Suttners Vorschlag ganz bewusst).

Fried wurde nun ein bedeutender Theoretiker der Friedensbewegung und machte aus seiner neuen Zeitschrift das wichtigste pazifistische Blatt im deutschen Sprachraum (bis 1914 hatte sie eine Auflage von immerhin 10.000 Stück). In den hunderten Artikeln, die er bis zu seinem Tod darin veröffentlichen sollte und in seinen zahlreichen Büchern und Broschüren führte er seine Theorien des „Revolutionären“ (oder „Organisatorischen“) Pazifismus aus:

Zunächst ging es Fried um eine wichtige Begriffsdefinition, indem er schrieb: „Nicht jeder Kampf ist Krieg“. Kampf zwischen Individuen und Ländern grundsätzlich beseitigen zu wollen, kam Fried nicht in den Sinn, lagen solche Kämpfe doch in der Natur des Menschen. Er wusste, dass „... dieses Bemühen dem Verlangen gleichkäme, die Erde aus ihrer Bahn zu bringen und die Tageszeiten nach einer anderen Methode zu regeln.“ So schrieb er:

”

Wenn also die Friedensbewegung danach strebt, den Krieg zu beseitigen, so will sie nur eine besondere ... Kampfesart und nicht den Kampf in seiner Gesamtheit beseitigen.

“

Er war sich dabei durchaus bewußt, dass der Krieg nicht aus der Welt zu schaffen sei, doch sollte alles menschliche Trachten und jedes staatliche Engagement darauf abzielen, ihn zumindest „zu einer außerordentlichen Seltenheit zu machen“.

Stets bekannte er sich dabei zum Denken in internationalen Dimensionen, das reichte schon aus, um sich der aggressiven Gegnerschaft des reaktionären Deutschlands sicher sein zu können. Er trat allen Kritikern sofort entgegen, indem er klarmachte, dass sein Ziel kein „uniformer staatlicher Einheitsbrei“ sei. Ihm ging es vielmehr um ein organisiertes, friedliches Nebeneinander der europäischen Staaten, bei dem die Eigenarten und die Selbständigkeit jedes einzelnen Landes gewahrt bleiben sollten.





Erst die Bereitschaft, sich selbst und sein Land als Teil einer gleichberechtigten Gemeinschaft zu sehen, könne Kräfte freisetzen, die letztlich der eigenen, nationalen

Gemeinschaft zugute kommen würde. So kam er sogar zum Schluss: „*Internationalismus ist Patriotismus auf der höchsten Stufe*“.

Eine übernationale „Organisation der Kulturwelt“, eine übernationale Rechtsordnung, eine übernationale Exekutive sollten seiner Überzeugung nach das Zusammenleben der Völker und Staaten regeln. Über dieses neue Weltgebäude, diesen „Bau“, schrieb er ausführlich in seinem Buch „Die moderne Friedensbewegung“ (1907):

„
... sein Dach wird das Recht sein,
und die Fassade wird der große Föderationsvertrag werden,
den die Kulturstaaten schließen werden.
Kein Staatenbrei wird entstehen, keine Völkervermischung.
Die Völker werden erst recht Gelegenheit haben, ihre Individualität
zu wahren, ihre Nationaleigentümlichkeiten zu betonen, ihr Vaterland
zu lieben, sie werden aber entgegen der bisherigen Übung in die Lage
gesetzt sein, dies statt zuungunsten der anderen zum Wohle der Gesamtheit
zu tun. (...) Es wird kein Zeitalter des „ewigen Friedens“ sein,
der Streit wird weiter bestehen, er wird nur eingedämmt sein
durch mächtige Dämme, und seine also gesammelte Kraft
wird dem Fortschritt dienstbar gemacht werden.“

“

Immer wieder betonte er die Notwendigkeit einer dauerhaften Versöhnung der beiden „Erzfeinde“ innerhalb Europas, nämlich Frankreich und Deutschland – sie sei die Voraussetzung für die Bildung der „Vereinigten Staaten von Europa“, aus denen wiederum ein die ganze Welt umspannender, friedlicher Staatenbund entstehen könne.

Die Voraussetzungen schienen ihm bereits gegeben, bestand doch bereits ein eng geflochtenes Netz aus internationalen Verträgen und Handelsbeziehungen. Eine weiter zunehmende Verflechtung der einzelnen



Staaten würde eines Tages – so Fried – ganz automatisch zur friedenssichernden Weltorganisation führen. Die pazifistische Bewegung stünde mit ihren Forderungen daher „vollständig im Strome der natürlichen Entwicklung“, wolle also gar nichts völlig Neues schaffen, sondern nachweisen, „... dass sich eine Organisation der Kulturmenschheit seit langer Zeit auf natürlichem Wege von selbst entwickelt, und dass es notwendig ist, den Gang dieser Entwicklung zu erkennen.“

Was noch fehlte war eine internationale Rechtsordnung, die unentbehrliche Grundlage für die Beseitigung des Krieges. Eine solche sichere Rechtsgemeinschaft brächte, so schrieb Fried, all ihren Mitgliedern hauptsächlich Vorteile, sodass der Rechtsbruch eines einzelnen Staates sehr unwahrscheinlich würde. Die von ihm angestrebte „Weltorganisation“ sollte über einen durchsetzungsfähigen, kompetenten Schiedsgerichtshof verfügen, der in Konfliktfällen auf den Plan zu treten habe – und notfalls mit Gewalt gegen Rechtsbrecher vorgehen dürfe:

”

*„...hier wird es sich nicht mehr darum handeln,
einen Streit durch die Macht des Stärkeren zu lösen,
durch die Gewalt ein Recht erst zu schaffen,
sondern durch freie Vereinbarung
bereits geschaffenes Recht durchzuführen.“*

“

Wenn Gewalt in den Dienst internationalen Rechts gestellt würde, sei dies kein Krieg mehr, sondern ein Akt der Justiz.

RÜCKKEHR NACH WIEN UND VERLEIHUNG DES NOBELPREISES

Je bekannter Fried wurde, desto heftiger wurden auch die Anfeindungen seiner Gegner. 1903 entschloss er sich, nach Wien zurückzukehren.

Bertha von Suttner hatte im Jahr zuvor ihren Mann Arthur verloren und befand sich in einer miserablen Lage. Ihr Schloss Harmannsdorf musste



versteigert werden und die Witwe zog in eine Wohnung in der Wiener Innenstadt. Fried wurde spätestens in dieser schwierigen Situation ihre wichtigste Bezugsperson. Durch Suttner fand Fried auch Zugang zu den Gleichgesinnten in Wien, mit deren Unterstützung er nun weiterhin als Journalist und engagierter Volksbildner tätig war.

Im Jahr 1908 fand er Aufnahme in die Freimaurerloge „Sokrates“ in Pressburg. Mit seinen humanistischen und kosmopolitischen Überzeugungen fühlte er sich hier gut aufgehoben und trug durch seine Vorträge wesentlich dazu bei, die Ideen des Pazifismus in der Freimaurerei zu verankern. Jahre später, beim internationalen Freimaurertreffen in Den Haag 1913, forderte Fried alle Freimaurer dazu auf, sich aktiv für den Frieden zu engagieren.

Der Esperanto-Bewegung, für die er bereits in Berlin entscheidende Arbeit geleistet hatte, blieb er nach seiner Rückkehr nach Wien treu. Auf zahlreichen Informationsabenden der Wiener Volksbildung warb Fried nun für die „übernationale“ Sprache, das von ihm verfasste Esperanto-Lehrbuch für Erwachsene wurde bald zum Standardwerk.

Frieds große Stunde schlug schließlich im Dezember 1911, als er auf Vorschlag schwedischer Politiker und deutscher Wissenschaftler den Friedensnobelpreis zugesprochen bekam (gemeinsam mit dem Niederländer Tobias Asser). Suttner vermerkte damals in ihrem Tagebuch: Fried kommt – stürzt mir weinend an die Brust – ich glaube seine Frau sei tot – Nein, das Unglück meldet er so:

”

... ich hab den Nobelpreis.

“

Neben der Freude über die internationale Anerkennung konnte Fried damals auch das Preisgeld gut gebrauchen, denn wie zumeist befand er sich in einem finanziellen Engpass. Drückender denn je zuvor war die Lage der Pazifisten damals geworden, redete doch ganz Europa bereits von einem bevorstehenden Krieg. Auf dem Balkan folgte eine blutige Krise der anderen und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis ein Funke das Pulverfass zum Explodieren bringen sollte. Das Säbelrasseln



der europäischen Großmächte war längst unüberhörbar geworden und wer sich weigerte, sich am patriotischen Geheul zu beteiligen, galt rasch als „Vaterlandsverräter“.

Ausgerechnet zu dieser Zeit planten Fried und die immer schwächer und älter werdende Suttner den großen **Weltfriedenskongress**, der im **Herbst 1914 in Wien** stattfinden sollte. Fried versuchte, den greisen Kaiser Franz Josef als Schirmherr dafür zu gewinnen, was freilich nicht mehr als ein frommer Wunsch bleiben konnte. Die historischen Ereignisse im Sommer sorgten ohnehin dafür, dass der geplante Kongress niemals stattfand.

DER ERSTE WELTKRIEG – SCHWEIZER EXIL

Der Tod Bertha von Suttners am 21. Juni 1914 traf ihren engsten Mitarbeiter natürlich hart. Er erbte von ihr das Wertvollste, was sie zu vergeben hatte, nämlich ihren gesamten schriftlichen Nachlass, also ihre Tagebücher, ihre Korrespondenz und ihr Archiv. Als ihr Nachfolger setzte er die Friedensarbeit in ihrem Sinne fort, auch wenn sich nur zu rasch herausstellen sollte, dass diese keine Aussicht auf Erfolg mehr hatte.

Eine Woche nach Suttners Tod krachten in Sarajewo die Schüsse, denen der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau zum Opfer fielen. Am 28. Juli erfolgte die österreichische Kriegserklärung an Serbien. Der Erste Weltkrieg begann.

Im patriotischen Jubel gingen die letzten Aufrufe zur Vernunft endgültig unter. Fried war nun bald fast vollkommen isoliert und immer aggressiveren Anfeindungen ausgesetzt. Was ihn damals wohl am härtesten traf, war die Tatsache, dass selbst Weggefährten von einst in die martialischen Parolen mit einstimmen.

Die Verbreitung und der Verkauf seiner Bücher wurden ab nun in Deutschland und Österreich-Ungarn verboten, er selbst wurde zur persona non grata. Die „Friedenswarte“ wurde unter strenge Zensur gestellt und Fried selbst stand unter polizeilicher Beobachtung. Nachdem er erfuhr, dass seine Verhaftung unmittelbar bevorstünde, flüchteten er und seine Frau im Oktober 1914 in die Schweiz.



Er konnte bei der „Neuen Zürcher Zeitung“ weiterhin als Journalist arbeiten, allerdings unglücklich und seiner Heimat, seiner Freunde und seiner geliebten Bibliothek beraubt. Von der Schweiz aus gab er weiterhin die „Friedenswarte“ heraus, in der er bald ausdrücklich für die Abschaffung der Monarchie in Deutschland zugunsten einer demokratischen Republik plädierte und zwischen August 1914 und Juni 1919 sein „Kriegstagebuch“ veröffentlichte. Weiterhin blieb er während des Kriegs Ziel von Anfeindungen, so wurde ihm drohend nahegelegt, sich in Wien oder Berlin bloß nicht mehr auf der Straße sehen zu lassen – und die Erinnerung an die tödlichen Attentate auf den österreichischen Sozialdemokraten Franz Schuhmeier (1913) und den französischen Pazifisten Jean Jaurès (1914) waren noch frisch.

Der Weltkrieg ging schließlich zu Ende, er hatte zehn Millionen Tote auf den Schlachtfeldern Europas gefordert. In der letzten Ausgabe seines „Kriegstagebuchs“ schrieb Fried im Juni 1919 voller Bitternis:

”

*„Meine Eintragungen ... hören nunmehr auf.
Aber ich will sie nicht schließen, ohne noch einmal ...
einen Fluch gegen jene zu schleudern, die im Sommer 1914
frivol und unbekümmert, ebenso unverständig wie gewissenlos
diesen Krieg ausgelöst haben. Sie seien für immer Ausgestoßene
der Menschheit, ihr Andenken sei geächtet und bespion ... (...)
Euch allen, die ihr zum Krieg getrieben, die ihr ihn entschieden
und bewirkt habt, euch, die ihr ihn hätten hemmen können
und nicht gehemmt habt, und euch, die ihr dann
das Volk durch Lügen zur Begeisterung gebracht,
die ihr alle Wandlungen und Verbrechen gebilligt,
mitgemacht und in der Hoffnung,
Nutzniesser des Sieges zu werden, unterstützt habt,
euch allen gilt mein Fluch, der euch verfolgen möge
durch euer Leben und die Geschichte.“*

“

Der Frieden, der nun dem bis dahin beispiellosen Menschenschlachten folgte, enttäuschte Fried. Der neu gegründete Völkerbund blieb machtlos und statt endlich Friedensarbeit und internationale Zusammenarbeit in



den Mittelpunkt zu stellen, sprach man in Europa von „Revanche“ und „Dolchstoß“.

Im Mai 1920 kehrte Fried nach Wien zurück, nachdem ihm die Niederlassung in Deutschland verwehrt geworden war. Er, der Kettenraucher, war bereits schwer lungenkrank, arbeitete unermüdlich als Vorsitzender der nun neu gegründeten Österreichischen Friedensgesellschaft weiter. Infolge der Inflation war vom Geld des Nobelpreises nichts mehr übrig und Fried versuchte, Teile seines wertvollen Archivs zu verkaufen. Es war schwierig, für sich, seine Frau und seine Bibliothek eine passende Wohnung zu finden. Der Wiener Schriftstellerverein Concordia schaltete sich ein, um den „angesehenen Berufsgenossen von der Pein zu bewahren, obdach- und heimatlos zu werden“. In einer Zeitungsannonce hieß es:

„ *Alle seine Bemühungen, irgendwie und irgendwo in Wien eine passende Unterkunft zu finden, sind vergeblich geblieben. (...) Sollte unter den vielen Wiener Haus- und Villenbesitzern keiner sein, der Herrn Dr. Fried eine Wohn- und Arbeitsstätte einräumen möchte? Man mag die politischen Anschauungen dieses unermüdlichen Friedensapostels teilen oder nicht, jedermann wird es wohl beklagenswert finden, wenn ein Schriftsteller von internationalem Rufe Wien verlassen und ins Ausland wandern müsste, weil er in seiner Heimat kein Heim finden kann. Hoffentlich lässt sich das noch verbüten.* “

Ende Dezember 1920 wurde Fried schließlich ins Krankenhaus eingeliefert und starb am 4. Mai des folgenden Jahres an einer Lungenblutung. Der letzte große Vortrag, den er in seinem Leben gehalten hatte, war jener für seine Freimaurerfreunde im Mai 1920 gewesen, er trug den Titel „Die Ursachen der Weltkatastrophe und die Mittel und Wege zur Heilung der Wunden“. In ihm sprach er von einem kommenden, noch größeren Krieg, der die ganze Menschheit betreffen werde – danach jedoch könne Europa und die Welt durch Zusammenarbeit und internationale Organisation einen dauerhaften Frieden erringen.

Fried war 27 Jahre jung, als er Kontakt mit der Baronin von Suttner aufnahm und arbeitete mehr als 20 Jahre lang in bester Zusammenarbeit mit



ihr gemeinsam als Friedensforscher. Als 47-jähriger erhielt er den Friedensnobelpreis und er war noch nicht einmal 57 Jahre alt, als er verarmt in Wien starb. Trotzdem hat er während dieser kaum 30 Jahre mit unglaublichem Arbeitseifer wesentliche Grundlagen für die moderne Friedensforschung entwickelt. Einer breiten Öffentlichkeit war er aber bereits zu Lebzeiten kaum bekannt. Bis heute ist er als Österreicher, der den Nobelpreis für Frieden erhalten hat, praktisch vergessen.

Pazifisten haben es schwer, gewürdigt zu werden, aber er war nicht nur Pazifist, sondern auch Freimaurer und Jude. Unsere Österreichische Erinnerungskultur ist offenbar mit dieser Kombination überfordert. Kein Gebäude, kein Denkmal, nur eine Straße im 21. Bezirk erinnert an den Nobelpreisträger. Müssen wir also denken „Er war ja nur ein Friedensaktivist“? Als Randnotiz der Geschichte sei hier übrigens noch vermerkt, dass selbst nach dem weltberühmten Alfred Nobel in Wien auch nur eine Straße im Donaufeld, die **Alfred Nobel Straße, im 21. Bezirk**, benannt worden ist.

3 FRIEDENSNOBELPREISE IN ÖSTERREICH

Drei Personen haben in Österreich den Friedensnobelpreis erhalten.

Nach fast 100 Jahren, im Jahr 2005, wurde wieder einem Mann, der in Österreich lebte, der Friedensnobelpreis zugesprochen.

Mohamed El Baradei durfte sich den Preis mit seiner Organisation, der IAEA, der **Internationalen-Atom-Energie-Organisation** teilen.

Das Nobelpreiskomitee in Oslo wählte Mohamed El Baradei als Preisträger für den Friedensnobelpreis wegen dessen offen geäußelter Kritik an der von der US-Regierung publizierten Behauptung, dass atomare Waffenlager im Irak vorhanden seien. Diese angebliche Gefahr war ja die wesentliche Begründung für den von den USA als notwendig erklärten Krieg gegen den Irak. Zweifellos zeigte Mohamed El Baradei Mut. Gemeinsam mit Inspektoren der IAEA, die im Irak trotz mehrerer Untersuchungen keine Hinweise auf die dort angeblich gelagerten Massenvernichtungswaffen gefunden hatten, widersprach er dem Präsidenten der USA und anderen hohen Regierungsbeamten. Aber war die Vergabe des Friedensnobelpreises an Mohamed El Baradei und die IAEA nach den Kriterien von Alfred Nobels Vermächtnis überhaupt gerechtfertigt?

